

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 5 (1929)
Heft: 37

Artikel: Die Begegnung im Kehrtunnel
Autor: Manuel, Arthur
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-833422>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

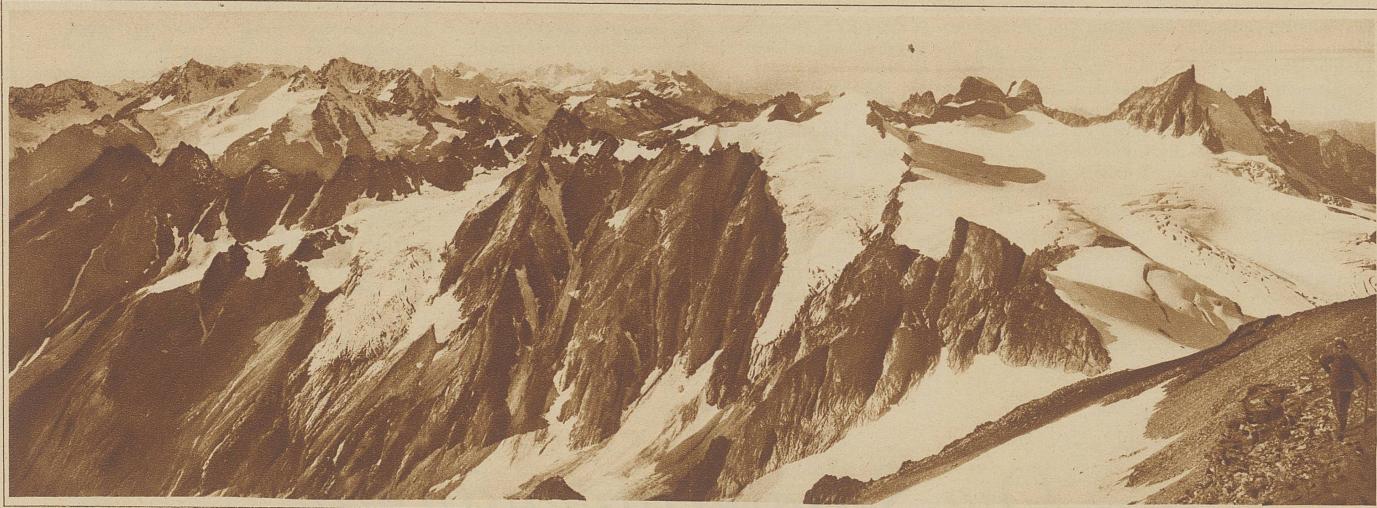
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Das Panorama, wie es sich an einem sonnigen Septembertag vom 3108 m hohen Kröntengipfel (Kanton Uri) aus bietet

Phot. Th. von Matt

Die Begegnung im Kehrtunnel

VON ARTHUR MANUEL

Ja, das war die Frage! Die Frage, dort vor dem Tunnel, vor dem mit aufgezücktem Bajonett die Schildwache, die Tunnelwache stand.

- Tunnel frei?
- Die Schildwache:
- Jawohl, Herr Leutnant!
- Wie lange?
- Bis 11 Uhr 10.
- Weiß, sagte ich, um 11 Uhr 10 kommt der Mailand-Express.
- Güterzüge?
- Von Göschenen, um 12 Uhr 07.
- Danke, sagte ich.
- Sonst nichts gemeldet?
- Nein, Herr Leutnant!

Ich grüßte und schritt in den Tunnel hinein. Zur Tunnelinspektion. Ein verdammter Tunnel, dieser Kehrtunnel hier im Tessin. Der dritte, nach dem man bei Airolo südwärts aus dem Gotthardloch kommt. Fünf- oder sechsmal hatte ich die Runde gemacht, je in etwa 30 Minuten. Immer vortrefflich orientiert. Immer laut Schildwachbefehl. Die Wache hatte das Recht, auch einen Offizier, selbst den eigenen Wachoffizier, dreißig Minuten vor Einfahrt eines Zuges vom Beschreiten des Tunnels zurückzuhalten.

Ich schreite nun also in den Tunnel hinein. Meine Taschenlampe vor mir. Seitlich wird die Schiene manchmal von einem Luftloch erhellt. Alle zweihundert, dreihundert Meter. Lang hält sich keiner hier auf, auch ein Bahnwächter nicht. Noch ist die Linie nicht elektrifiziert. Noch ziehen längs der Wölbe die letzten Rauchfahnen des letzten Zuges dahin, langsam, wie Nebelschwaden, sich nach den Ausgängen duckend. Der Tunnel ist schwarz und auf die Schienenstränge tropft ab und zu feuchtes Gestein. Schritte klingen dumpf und hohl wie in einem Grab.

— Es gibt ja sehr viele Gräber jetzt, denke ich. Neunzehnhundertsiebzehn...

Seltsame Todesgedanken steigen in mir auf. Soldaten, auch Offiziere, haben manchmal solche Gedanken. Wie: was ist der schönste Tod? In der Luft? Im Graben? Im Draht?... Aber dann, ge-

wöhnlich, kommt das Bild der Liebsten und küsst sie hinweg. Es kommt auch jetzt auf mich zu, wie um mich vor dem Nächsten zu schützen. Man weiß nie, was das Nächste sein wird.

Schon kündet es sich an. Dumpf, unerwartet, wie ein fernes, heiseres Husten. Wie ein klagendes Gebell irgenwo im Innern des Berges. Will, dachte ich, ein Drache aus einer uralten, verschlossenen Vorzithöhle hervor? Mit schweren Schlägen hämmert er irgendwo gegen das Gestein. Seine Nüstern scheinen zu schnauben.

Dann, plötzlich, wie vom Taumel erfaßt, wird mir klar: weiß ich, wer der Drache ist! Von unten herauf, langsam, schnaubend, mit dampfendem, schwitzendem Leibe rückt er heran. Unangemeldet. Ohne jede Anzeige. Ohne daß die Schildwache, ohne daß ich selber orientiert. Umsehen? Aber hinter mir, vom Eingang her, fällt nur noch ein mattes Licht. Ich bin schon tiefer als dreihundert Meter im Kehrtunnel drin.

— Nein, Bursche, scheint der Drache zu schnauben, so schnell entwischest du mir nicht. Fünfzig Meter, jawohl, aber dreihundert! Es hat also keinen Sinn, nach dem Ausgang zu spähen: Nur eines, eines sollte man wissen: auf welcher Schiene er kommt. Auf welchem Geleise, das Ungeheuer! Noch sieht man es nicht. Aber immer deutlicher, immer schärfer wird das Schlagen der Kolben! Ach, seufzte ich, wär's ein Expres! Längst wär' alles vorbei. Ich, vielleicht, entzwei auf den Schienen. Zwischen Schiene und Mauer ist kaum Armbreite, sind kaum drei Fußbreiten zum gehen. Und dann, denke doch, einen Teil dieses Raums füllt noch der Zug! Zwischen Zug und Seitenwand aber sind höchstens drei Hände!

Das alles wird mir in einer Sekunde bewußt. Der Todessekunde, während der Zug langsam und schrecklich schnaufend immer tiefer und näher sich in das Gewölbe einschraubt. Von unten herauf. Ein langer, fühle ich, schwer belasteter Zug. Ohne Bewußtsein, ohne Erbarmen keucht er daher. Walze des Todes! Immer dunkler scheint es in den Gewölben zu werden. Die Taschenlaternen hat nur noch die Kraft eines Glühwurms. In einer halben Minute ist es geschehen. Da, plötzlich, laufe ich dem Ungeheuer schreiend entgegen. Brülle. Werfe die

(Nachdruck verboten)

Arme empor. Aber das schreckliche Stampfen des Zuges schlägt alles wie Grillengezirp auf den Boden. Nun schnauft es heran. Nun sind seine beiden rotflammenden Augen zu sehen. Da, in diesem ihrem Schein, zehn Meter von mir, gewahre ich an der Wand eine Nische. Drei Hände tief. Presse mich mit dem Rücken hinein. Augen gegen den nahenden Tod.

Ich sehe ihn kommen, den Tod.

Meter um Meter. Fünf Meter. Drei...

Ich schließe die Augen...

Plötzlich fährt mir ein heißer Wasserstrahl über die Brust. Der Auspuff der Lokomotive! Zwei Hände höher, und mein ganzes Gesicht wäre verbrüht! Jetzt aber, gottseidank, denke ich, ist das Schlimmste, die Maschine, vorbei. Jetzt kommt nur noch die endlose Reihe der Wagen. Wie eine Schildwache, die Hände an die Hosennähte gepreßt, stehe ich vor diesem langsam Leichenzug des Todes. Immer länger scheint er zu werden, der Zug. Endlos, ich weiß nicht warum. Siebzehn oder achtzehn Wagen habe ich gezählt, aber noch immer hört das Rollen nicht auf. Doch wird mir nun auf einmal, ich weiß nicht wie — — — So, als ob ich vornüberfallen möchte — — — In den Zug, unter ein Rad, gleich, wohin — — —

Mit letzter Anstrengung kralle ich mich mit meinen Händen rückwärts ans Gestein. Die Sinne scheinen mir zu schwinden, aber noch immer kralle ich mich fest, noch immer spüre ich kaltes, nasses Gestein, noch immer den wahnsinnigen Drang, nicht nach vorne zu fallen.

Da, auf einmal, hörte das Räderwerk auf. Der Zug ist vorbei, undeutlich glüht und verschwindet nach links hin eine rote Laterne. Das Zugsende. Alles hinter sich lassend in Nacht... Es ist kein Ausgang, kein schwaches Licht mehr zu sehen. Ich — mit Aengsten werde ich dessen bewußt — ich bin ganz langsam, lebendig begraben.

— Auf! — — — Auf! schreie ich, als gelte es, eine Kompagnie zum Angriff auf einen feindlichen Schützengraben zu führen.

— Auf! Vorwärts! Marsch! Mir nach! Wer nicht kommt wird erschossen!

Das alles brülle ich mir selber ins Ohr.

Und mit diesem Gebrüll, das keiner hört (denn in Wahrheit halte ich den Mund vor den Kohlengasen eisern verschlossen), stolpere ich, mit der Linken mich an der Mauer stützend, dem Ausgang des Tunnels entgegen, dreihundert Meter — zweihundert — fünfzig — zwanzig —

Dann scheint es nicht mehr zu gehen. Meine Lungen beginnen zu flattern. Ich breche zusammen, raffe mich aber noch einmal auf. Ueber das ganze Gesicht, den ganzen Körper, fühle ich, rinnt in Bächen schwarzer Schweiß.

Dann, ganz zuletzt, bevor mein Bewußtsein schwindet, gewahre ich irgendwo vorne ein mattglänzendes Licht. Gewahre, wie der Rauch wie aus einem riesigen Kamin ins Freie hinauszieht. Und dort, in all jenem Rauch, wie in einem brennenden Haus, steht ein Gespenst, eine Schildwache, meine, und brüllt, brüllt — — —

Ich vermag nicht zu verstehen.

Wie ein Betrunkener, im Innersten vergiftet, stolpere ich ins Licht und dann einen Abhang hinab

Nach einer Viertelstunde hatte ich das Bewußtsein endlich wieder erlangt.

Ich lag auf einer grünen Wiese, die treue Schildwache kniete neben mir.

— Herr Leutnant! rief er, bitte mich zu erschießen!

— Erschießen? Sie?

— Ja, sagte er.

— Wieso?

— Weil ich, als ich den unangemeldeten Zug kommen hörte, den Tunnel nicht in die Luft gesprengt habe.

— Wieso?

— Dann, Herr Leutnant, wäre der Herr Leutnant

gestorben wie ein Mann, jetzt (er sah mich unglaublich mitleidig an) wie — wie ein Hund...

Ich starb aber nicht.

Nach fünf Tagen lief ich zum Regimentskommando und setzte durch: Schildwache am Kehrtunnel zum Unteroffizier befördern!

Ich selber aber, so oft ich nach Jahren durch den nun elektrifizierten äußerst reinlich und ausgelüfteten Kehrtunnel nach Süden oder Norden durchfahre, stelle mir, die Stirne ans Fenster gepréßt, die Frage:

— Leben, oder — — —?

— Oder lieber lebendig begraben?

Doch: wer einmal den Tod sah, glaubt nachher nur um so stärker ans Leben!

Die Schäferinnenstunde

von ANDRÉ-MYCHO

Autorisierte Uebersetzung von Franz Hessel

(NACHDRUCK VERBOTEN)

Julien Galibois hatte in der Industrie ein paar Millionen gescheffelt und konnte nun endlich seinen Traum verwirklichen und Theaterstücke schreiben. In jungen Jahren hatte er es nicht ohne Glück mit dem Journalismus versucht, aber dann hatte ihn eine Zufallserschaft an die Spitze einer Fabrik gestellt, was ihn ganz in Anspruch nahm.

Nun war sein Geschäft gut verkauft. Er zog auf den Montmartre und mischte sich unter das Künstler- und Literatenvolk, für das er schon immer eine heimliche Neigung gehabt hatte. Mit 63 Jahren schrieb er sein erstes Stück, einen Akt in Versen, der die Liebschaft eines futuristischen Dichters mit der Tochter eines Milchhändlers aus der rue Pigalle erzählte. Als ahnungsloser Neuling bot er sein Werk dem Théâtre-Français an und bekam vom Lektor in höflichster Form die Mitteilung, sein kleines Stück sei reizend, aber für den Rahmen des Staatstheaters zu leicht. Auch vom Odéon, an das er sich nun wandte und von diversen Boulevardbühnen wurde das Stück unter den verschiedensten Vorwänden unerbittlich abgelehnt.

Jetzt erst fiel dem Autor ein, woran er doch schon früher hätte denken können, daß er Millionär war und sich all das Warten und die Enttäuschungen ersparen konnte. Die Comédie Française wäre allerdings durch ein Paket Scheine nicht zu einer Aufführung des Montmartre-Idylls zu bestimmen gewesen, aber es findet sich doch immer in Paris ein Theater, das auf die Unterstützung zahlender Autoren und Schauspieler angewiesen ist. Das war der Fall bei dem «Tréteau Impérial», einer kleinen Bühne nah bei der Madeleine. Schnell wurde Galibois mit dem Direktor dieses Theaters über sein Stück einig. Titel: «Die Schäferinnenstunde!» Als nach zahllosen Proben, heftigen Diskussionen und dramatischen Auftritten endlich der Tag der Première kam, hatte Galibois für Saalmiete und dringende Arbeiten bereits 15,000 Franken vorgestreckt, die in Wahrheit dazu dienten, des Direktors dringendste Schulden bei Lieferanten zu begleichen und seinen Weinkeller nachzufüllen.

Eine Stunde, bevor der Vorhang aufging, herrschte auf der Bühne noch die unbeschreiblichste Unordnung. Ernest, der Maschinist, der gleichzeitig als Regisseur, Bühnenleiter und Beleuchtungsarbeiter fungierte, war ganz hilflos. Bei den Kulissen haperte es, der Vorhang ging nicht, und im Hintergrund standen noch die Sachen vom letzten Stück herum, während man vorn vor einem Lustwälzchen den Abend mit einer Operette eröffnete.

Der arme Galibois war auf eine Katastrophe gefaßt. Aber auf dem Theater läßt sich in einer Stunde viel machen. Der Vorhang ging schließlich ganz gut. Das erste Stück hatte richtigen Erfolg. Und nun sollte das von Galibois drankommen. In Hemdärmeln half der Verfasser Kulissen bauen. Während er mit Ernest eine Kommode balancierte, fragte er

den Maschinisten ängstlich: «Sind Sie sicher, es fehlt nichts?»

Ernest sah beleidigt drein: «Bei mir können Sie ganz ruhig sein, Herr Galibois, ich bin zweihundzwanzig Jahre in der Bude.»

Aber Galibois zog eine Liste aus der Tasche: «Ich will doch lieber nachprüfen. Ein Sessel?»

«Hier.»

«Ein Diwan mit Kissen? Haben Sie Kissen?»

«Acht Stück! Und neueste Mode!»

«Auf dem Kamin eine Standuhr. Mit einer Schäferin als Sujet.»

Ernest starnte. «Eine Standuhr, sagen Sie?»

Galibois, bleich: «Sie haben keine?»

Ernest ließ den Arm sinken: «Zweiundzwanzig Jahre bin ich in der Bude, Herr Galibois. Es ist das erstmal, daß mir so etwas passiert.»

«Und natürlich bei meinem Stück. Sehr schmeichelhaft!... Also keine Uhr mit Schäferin?»

«Zu Hause hätte ich eine mit einem Christoph Columbus. Wenn das ginge...»

«Columbus!» (Er fuhr sich in die Haare.) Was tu ich mit Columbus, Mensch! Ohne die Uhr mit Schäferin ist mein ganzes Stück aufgeschmissen.»

«Na, wenn ein Stück von so etwas abhängt, kann es nicht gerade berühmt sein.»

«Ist das Ihre Sache? Wollen Sie Theaterkritiker werden und können nicht mal Kulissen schieben?»

«Wollen Sie mich lehren?...?»

«Wo ist die Uhr?»

«Moment! Ich glaube, es gibt so eine bei einem Budiker rue Vignon.»

«Mit Schäferin?»

«Ja, sie hat sogar einen Rock mit Paniers und einen Hirtenstab mit Bändchen. Die letzte Kneipe rechts vom Boulevard. Ob die aber jetzt noch offen ist?»

«Ich renne hin,» rief Galibois. «Machen Sie inzwischen alles fertig. Und nicht den Vorhang aufziehen, ehe ich zurück bin.»

Wie ein Verrückter stürzte der Dramatiker fort aus dem Theater, ohne Hut, und hatte in der Eile den Rock des Maschinisten angezogen. Er fand zum Glück die Kneipe noch offen. Kein Gast. Die Wirtin allein, schlaftrunken am Buffet. Als sie den Schnaufenden sah, fuhr sie zurück.

«Sie haben doch eine Uhr mit Schäferin?» fauchte der Eindringling.

«Wieso? Was ist denn?»

«Ich brauche sie um jeden Preis.»

Die Frau meinte, einen Einbrecher vor sich zu haben; sie rief nach ihrem Mann um Hilfe.

Bettblaf, in Unterhose und Flanellweste, kam der Wirt gestolpert.

«Was ist los?»

«Da will einer unsere Uhr!»

«Unsere Uhr?»

Der Wirt kreuzte die Arme.

«Sehen Sie mal zu, ob Sie sie kriegen, Sie!»

«Aber ich zahl ja dafür! Was soll's denn kosten?»

«Das ist was anderes.»

«Ist aber auch bestimmt eine Schäferin darauf?»

«Ja, gewiß. Aber, woher kennen Sie denn unsere Uhr?»

«Von dem Maschinisten vom Tréteau Impérial.»

«Von dem? So!»

Der Wirt drehte sich zu seiner Frau um.

«Du hast also Ernest in unser Schlafzimmer gelassen?»

«Ach, einmal, um das Schlagwerk zu reparieren,» sagte sie und wurde rot.

«Hast mir nie was davon gesagt!» Er ging auf sie zu.

«Verschieben Sie Ihre ehelichen Auseinandersetzungen. Die Zeit drängt. Ich brauche die Uhr für ein Stück, das in fünf Minuten gespielt wird.»

«Es ist ein Familienandenken,» sagte der Wirt.

«Unter 500 Franken kann ich's nicht hergeben.»

«Gut. Fünfhunder.»

Mit dem kostbaren Requisit unterm Arm lief Galibois davon, gerettet, triumphierend. Aber an der Boulevarddecke stieß er auf ein Paar Schutzleute, die ihn anhielten.

«Hallo! alter Freund! Sie haben es wohl eilig?»

«Allerdings. Lassen Sie mich...»

«Halt! Was verstecken Sie da unterm Arm?»

«Nichts versteck ich, das ist eine Uhr, die ich soeben gekauft habe.»

«Sieh den an!» sagte der eine Schutzmann zum andern, «der Herr kauft mitten in der Nacht Uhren.»

«Und läuft damit im Galopp davon.»

Was sollte der arme Galibois tun? Zu Erklärungen war keine Zeit. Und die da würden ihm doch nicht glauben.

Und inzwischen lärmte und trampelte schon das Publikum im «Tréteau Impérial» vor Ungeduld. Der Dramatiker war fassungslos. Statt zu verhandeln, lief er Hals über Kopf davon in der Richtung aufs Theater zu. Das war sein Verderben. Mit drei Sätzen hatten die Schutzleute ihn eingeholt und am Kragen. Ohne weiter auf seine Beteuerungen zu hören, schleppten sie ihn auf die Wache, wo er die Nacht verbrachte.

Nach einem Höllenlärm ging endlich der Vorhang vor der zu lange erwarteten «Schäferinnenstunde» in die Höhe. Ernest hatte für gut befunden, die Standuhr durch einen Wecker zu ersetzen. Und der — um das Unglück voll zu machen — fing im pathetischen Moment des Stücks zu wecken an. Ein tolles Gelächter. Man pfiff die Schauspieler aus. Der Vorhang mußte herunter.

Galibois gab die dramatische Kunst enttäuscht auf. Der Direktor behielt seine 15,000 Franken.